



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Types de la littérature allemande : in vier Briefen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

äußern könne. Praktisch dagegen ist die Bestimmung zu beklagen, zumal da sich jene Befürchtung doch schwerlich verwirklichen würde und derjenige überhaupt nicht wert wäre, Richter zu sein, der solchen Einflüssen zugänglich wäre. Die Bestimmung verhindert, daß der Vorgesetzte von der Fähigkeit der Richter Kenntnis erhält. Da unsre neue Gerichtsverfassung die Gerichtskollegien zer- schlagen und in einzelne Kammern aufgelöst hat, da die Oberlandesgerichte von der Thätigkeit der untern Instanzen in den seltensten Fällen Kunde erhalten, so blieb einem eifrigen Präsidenten nichts andres übrig, als in die Beratungen der Richter zu gehen und zu hören, wie sie sich dort zeigen. Diese Quelle ist jetzt nicht mehr benutzbar, und so wird es dahin kommen, daß die Beförderung der Richter nicht — wie es sein soll — aus sachlichen Gründen und nach Verdienst die Regel sein wird. Der Vorgesetzte lernt amtlich die ihm untergebenen Richter nur in seltenen Fällen kennen, seine Vorschläge für Beförderung entbehren der erforderlichen Grundlage, und so wird über das Wohl und Wehe der einzelnen Richter ausschließlich im Justizministerium nach dem Wohl- und Übelwollen des obersten Chefs und nach mancherlei andern Rücksichten entschieden werden.

Das ist ein sehr bedenkliches Anhängsel zu dem Gesetze und bedroht die Integrität des Richterstandes, indem es das Strebertum fördert, das lediglich die Gunst des allmächtigen Ministers zu erhaschen sucht. Wenn trotz dieses schweren Mangels die kaiserliche Regierung das Gesetz in Gemeinschaft mit dem Bundesrate angenommen hat, so ergiebt sich hieraus nochmals, für wie notwendig es erachtet wird, die Sicherheit des Reiches aufrecht zu erhalten und zu schützen. In dieser Beziehung aber hat das Gesetz dasjenige erreicht, was möglich war, und mit diesem Ergebnis dürfen sich alle diejenigen begnügen, denen das Wohl des Reiches am Herzen liegt.



Types de la littérature allemande.

In vier Briefen.

Dritter Brief.

Von allerhand nebenherlaufender Polemik.



ieher Leser! Ich gehe noch einen Schritt weiter. Die unseltsame Krankheit, die unsern Freund betroffen hat, hat ihm nicht nur seine litterarhistorische Thätigkeit in eitel Galle verkehrt; sie hat ihn auch unfähig gemacht, rein litterarhistorisch zu denken. Was er auch sinnt, immer drängen sich gewisse historische und politische Gedankenreihen heran, die ihn schwer plagen und nur ungern weichen. Begrüßen

wir als das erste Zeichen seiner Besserung, daß er diesmal ein Bomotive nicht gescheut und alles herausgebracht hat, was ihm auf dem Herzen lag.

Ach, es war so viel, so viel! Denn eigentlich sind alle jene Angriffe, die der ältern Litteratur gelten, politisch gemeint. Jene Barbarenhorden, die nach der Verwüstung Europas allmählich das Christentum annahmen und nun schreckliche Gedichte verbrachen, sie sind ganz die Vorfahren der Preußen von heute, die sich nicht scheuten, das heilige Frankreich zu verheeren und eine Poesie mit sich zu bringen, die . . . Ich gebrauche eine seiner vielbeliebten Apostiopenen, eins der vielen Anzeichen seines geistigen Zustandes.

Anno 70! Anno 70! Es ist die fixe Idee unsers Autors geworden. Um sie kreisen alle seine Gedanken. Die Erziehung, die Fichte angebahnt hat, sie hat 1870 ihre Früchte getragen. Die Freiheitsgedanken der Dichter, die aus der Napoleonischen Bedrängnis heraus ein freies Vaterland, ein einiges, sich entwarfen, die rauhe Wirklichkeit des Jahres 1870 hat sie längst überholt. Die Weisagungen des rohen Geibel, sie sind 1870 eingetroffen. Was ist die Folge? Knechtschaft und Barbarentum. Unter diesem Regiment in Sporen und Stiefeln finden Künste und Wissenschaften keine Stätte; in der Hand von Feldwebeln ruht die Poesie; der Säbel kommandirt; das wahre poetische Verständnis ist dahin; die Gesittung schwindet . . . ach! lieber Himmel, hilf! unser Kranker phantastirt wieder allzuheftig. Und daß er nach kurzen Zwischenräumen der Besinnung immer auf die alten bösen Gedanken zurückkommt! Es ist gar zu traurig.

Aber es ist Methode in diesem Wahnsinn. Und gleichviel, ob unser Freund wiedergenesen oder nicht, die traurige Wissenschaft, welche sich deutsche Medizin nennt, hat die philisterhafte Angewohnheit, alle Krankheitserscheinungen getreulich zu verzeichnen.

Wie das deutsche Gemüt es ihm angethan hat! Und die deutsche Religion des Gefühls und des Herzens! Es ist wahr, die Sinne unsers Freundes wittern trotz all ihrer Dumpfheit nicht schlecht; er hat die Stärken des Deutschtums erkannt und bewirft sie Zug für Zug mit Rot. Aber nein! er gebraucht auch ein gelinderes Mittel, er macht sie lächerlich. Armer Mann! Man höre:

Eichendorffs „Wer hat dich, du schöner Wald“ stimmen die Studenten in Hohlwegen und Tunnels an; die jungen, deren Stimme wechselt (Studenten!), singen es durch die Nase; der älteste der Bande, das „Mooshaupt“ (Mooshaupt ist gut!), giebt sich Mühe, das tiefe F zu brummen. Zwei Truppen antworten sich mit dem Bellen zorniger Hunde von Hügel zu Hügel. Dies Lied befriedigt zugleich den Geist und das Herz, ruft keine politische Zänkereie hervor, vereinigt vielmehr alle Bekenntnisse und alle Meinungen. Wenn man es singt, scheint man der Regierung nicht trozen zu wollen. Die Gendarmen, die es hören, singen im Chore mit. Der Kneipwirt, der es zum hunderttausendsten male erträgt, schlägt unwillkürlich den Takt und berechnet nach der Stärke des Gesanges den Durst der Singenden.

Hier ist in der That lächerlich gemacht, aber wer? Hält wirklich Herr Combes seine Landsleute für so dumm, solches Zeug zu glauben? Das wäre gleich wenig schmeichelhaft für sie und ihn. Aber wir vergessen, lieber Leser, mit was für einem Menschen wir es zu thun haben. Das ist ja ganz jene Überschätzung seiner selbst und jene Verachtung aller übrigen, die der Tolle mit dem Propheten gemein hat. Und Herr Combes hält sich ja wohl für einen Propheten. Ja so!

Was unser armer Kranker nur jetzt wieder hat! Er haßt, glaube ich, sogar seine Landsleute. Er hat das Buch der Frau von Staël gelesen und ist empört über ihre Schilderung Deutschlands. Alles verzeichnet, alles falsch! Die deutschen Männer hat sie als treu und wahr, als träumerisch und sentimental dargestellt, ihre Frauen sollen keusch und blond sein und einen rührenden Ton der Stimme besitzen. Ach! wir haben es erfahren müssen, daß ihr idealisirtes Deutschland uns die Thatfache verborgen hat, daß die Preußen sich nicht bloß mit Musik und Metaphysik beschäftigen! Was der Mann nicht alles mit Erfahrung prahlt!

Nun giebt es gar seit 1884 in Frankreich eine Revue de l'enseignement des langues vivantes, welche auch der deutschen Sprache und Litteratur eine eingehende Aufmerksamkeit zuwendet. Die Kandidaten männlichen wie weiblichen Geschlechts, die in Paris das höhere Examen für das Deutsche ablegen wollen, richten sich nach ihr, und sie stellt so beleidigende Aufgaben wie: Die Beziehungen zwischen der Poesie Klopstocks und der Viktor Hugos!

Überhaupt hat das Ansehen des Deutschtums in Frankreich außerordentlich zugenommen. Wie schwer unser Kranker darunter leidet, ist kaum zu glauben. Wir meinen ihn zu sehen, wie er mit Händen und Füßen um sich schlägt und Worte ausspricht, die ein Gesunder in der schlechtesten Gesellschaft nicht gebraucht. „Die Deutschen haben Recht, uns zu verachten. Nachdem sie uns beleidigt, geschlagen, bei uns gesengt und geplündert haben, besitzen wir die Niedrigkeit, sie bei uns zärtlich aufzunehmen in unsre Werkstätten, Büreaus, Lyceen und Familien! Die Toten von Gravelotte waren noch nicht unter dem Boden, als schon Heiraten eilig eingegangen wurden. Franzosen, welche die Schande der Übergabe und der Gefangenschaft erlitten hatten, haben sich preussische Gattinnen beigelegt. [Ich überseze niedrige Worte mit leidlich anständigen.] Französinen, deren Vater im Feldlazareth starb, haben sich durch die Hänse und Peter verführen lassen und lebten in Schande. Das Unheil ist lächelnd zugelassen. Die Bonnen aus Deutschland verlangen vier Mark Lohn weniger als eine aus der Pikardie: man vertraut ihnen die Schlüssel an. Wir würden ihnen nicht unsern Hund anvertrauen; aber wir übergeben ihnen unsre Kinder. Vier Mark gespart . . . die preussischen Beamten sind dienstbarer [als?]. Wir übergeben ihnen unsre Kassen, die Liste unsrer Klienten, unsre Methoden, unsre Beziehungen. Preußen hat uns durchgehauen; es lebe Preußen! Wir werden sogar unsre Töchter zwingen, Deutsch zu lernen; sie werden sich dann vielleicht noch leichter

mit diesen Soldknechten verwechseln. Es lebe Preußen! Wir spielen bereits nur noch seine Musik.“

Ist wirklich die Gefahr so groß? In Frankreich? Oder schießt unser armer Freund über die Grenze des heutigen Frankreichs, indem seine Krankheit ihm eine traurige Thatsache nicht recht hat zum Bewußtsein kommen lassen, für welche die Sprache der gewöhnlichen Sterblichen den plumpen Ausdruck Frankfurter Frieden erfunden hat?

Unser Verfasser hat auch etwas studirt, was wir ihm nach allem Gehörten gar nicht zutrauen sollten, die Kunst einer guten Erziehung. Freilich spricht er über die deutsche Pädagogik und die deutschen Pädagogen wie der Blinde von der Farbe. Die persönlichen Schwächen werden auch hier überall hervorgehoben und in den Vordergrund gedrängt; aus dem Zusammenhange gerissene Stellen gelten als Beweise für die Untauglichkeit eines ganzen Buches. Wenn Fichte sagt, seine neue Erziehung suche auf dem Boden, dessen Bearbeitung sie übernehme, die Freiheit des Willens gänzlich zu vernichten, so wird dies ganz im allgemeinen wiederholt, und ausgelassen, daß Fichtes Erziehung zum letzten Ziele überall hat, daß der Bögling seiner innersten freien Natur nach gar nicht anders wollen könne. Die Antinomie, die diesem Gedanken zu Grunde liegt, hat er ebenso wenig verstanden, als er von der deutschen Philosophie überhaupt etwas versteht. Und sagt nun Fichte weiter, daß nicht der Einzelne diese Erziehung leiten solle, sondern der Staat, so wird gleich an ein Ab-richtungs-system der schlimmsten Art gedacht. „Das Fichtesche System wurde sechzig Jahre hindurch mit merkwürdiger Geduld und ausdauernder Energie angewandt. Es zerknetet, zerreibt die jungen Geschlechter nach der Willkür eines wortfargen Ministers, und aus ihm ist der preußische Soldat der Jahre 1870/71 hervorgegangen. In Ostdeutschland z. B. wird man nach der Meinung Fichtes den annektirten Polen von seiner Familie trennen und ihn zwingen, »Ich bin ein kleiner Preuße« zu singen. Der arme Junge, der diesen Gesang etliche Jahre hindurch gebrüllt hat, wird schließlich vielleicht an die Lüge, die darin enthalten ist, glauben. Im Westen wird man den Kindern mit Ausdauer und Beharrlichkeit gewisse Punkte der Geschichte auseinandersetzen, z. B. die Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen, die dort durch Melac und seine Franzosen begangenen Scheußlichkeiten, den Raub von Elsaß und Lothringen durch die Franzosen, welche Provinzen geographisch und ethnographisch deutsch seien. Solche Erzählungen wird man alle mit den gleichen Bemerkungen, mit den gleichen Wünschen begleiten; in den Erholungsstunden oder während körperlicher Übungen wird man singen lassen: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt. . . .“ Die Schulatlanten werden für Elsaß-Lothringen besondere Farben haben, andre als die benachbarte französische Farbe oder ganz einfach die deutsche Farbe; derart, daß der kleine Schüler von dem Deutschtum der beiden Provinzen überzeugt sein und in diesem Glauben aufwachsen wird.“

An Deutlichkeit läßt die Stelle nichts zu wünschen übrig. Da haben wir unsern Vollblutfranzosen. Haben die französischen Karten nach 1681 dem geraubten Elsaß nicht dieselbe Farbe gegeben wie Frankreich? Aber wir haben gar nicht nötig, auf so große historische Thatsachen hinzuweisen. Die elsässischen Archive und Bibliotheken, im ganzen und großen von den Franzosen vernachlässigt und nur von einigen Elsässern gepflegt, sind heute, nachdem das deutschredende Land auch politisch wieder deutsch ist, Stätten eifriger Forschungen geworden. Deutscher Forschungen, die gewissenhaft und ernst die alte Zeit studiren und in einem bessern Sinne unparteiisch sind, als Herr Combes es ist. Wir können den Franzosen gar nicht genug danken, daß sie nicht allen diesen wertvollen Urkundenbewahrstätten das Schicksal des Weißenburger Archivs bereitet haben. Mögen in Straßburg z. B. die Jahre 1647 und 1681 aus nur zu leicht erklärlichen Gründen vernichtet worden sein, die großen Reihen dieser Urkunden sind da, bis 1789 in deutscher Sprache! Dürfte das für Herrn Combes, wenn er wieder genesen ist, nicht ein sehr wichtiges Argument gegen seine jetzige Meinung sein? Freilich, was darin steht, ist wenig schmeichelhaft für seine Landsleute. Ich will nicht so böß sein und wieder zitiren. Herr Combes kennt meine Zitate ohne dies. Aber eins will ich ihm zu bedenken geben. Er lasse die elsässische Jugend, wie sie jetzt heranwächst, mit gelehrten deutschen Kenntnissen ausgestattet, an diese Urkunden sich begeben, wie werden ihr die Augen aufgethan werden! Was wird sie von den heute jenseits der Vogesen so üblichen Aufhebungen sagen? Was von seinem Buche?

Soll ich dieser elsässischen Jugend noch ein paar Beweise welschen Anstandes und welscher Unparteilichkeit geben? Ich muß ja wohl; man glaubte sonst, ich behandelte meinen Mann zu schlecht. Heine hat ein Gedicht gemacht auf die Hohenzollern, das zu dem Schmutzigsten gehört, was aus dieser schmutzigen Feder gestossen ist. Es gipfelt in einem schamlosen Hohn auf Friedrich Wilhelm IV. Nie hat ein anständiger Bitterator es in der Weise zitirt, daß er eine der bösesten Stellen daraus übersetzte. Herr Combes wagt auch das und fährt fort: „Heine haßte die Säbelzieher und fürchtete von ihrem Emporkommen für die Zivilisation. Seit 1844 schrie er: Achtung, Frankreich! denn der Hengstkönig hatte Lust zu trinken, ohne zu bezahlen.“ Das sagt Herr Combes, der unparteiische Mann, der Schreiber einer Makulaturliteraturgeschichte; nicht Heine, der schwankende, eigennützige; denn — der hat von diesem König das Gegenteil gesagt. Das heißt ein Gebiet betreten, auf das wir keinem Autor der Welt folgen können. Ob auch Damen, französische Damen, unsre auch in dieser Beziehung reformirende Litteraturgeschichte lesen sollen?

Der Autor, der uns glauben machen will, er sei ohne Vorurteil, benimmt sich so gehässig gegen Preußen, daß neue Deutschland und seine Herrscher, daß fast unser Glaube aufhört, daß wir es mit einem Kranken und nicht mit einem Nichtswürdigen zu thun haben. Darum spricht er so niedrig von dem größten unsrer modernen

Dichter, von Geibel, indem er Worte aus Königs Litteraturgeschichte auf ihn anwendet, die ich darin nicht gefunden habe, wie Schwachkopf in der Poesie, Gesangbuchsmelodien, Backfischfutter. Darum sagt er, Geibels schöne Seele habe sich konstant im Umkreis eines Wachtlokals herumbewegt, wie Tibull in den Wäldern seine Nymphen suchte, Vergil an den Ufern des Mincio herumirrte, Dante Beatricen verfolgte. Auf den Gipfelpunkt steigt diese Gemeinheit, wenn mit dem französisch zu lesenden Titel eines Geibelschen Liedes *Salvum fac imperatorem* wortspielend gewickelt wird: Habe ichs nicht gesagt, ein Jaquin, (Stutzer) muß in dem Ausdruck sein. Ja, wenn Herr Combes so etwas noch mit eigenem Mute wagte! Aber dafür wäre er ja verantwortlich. Was thut er? Er zitirt ja auch hier nur wieder.

Dies Schuttsuchen hinter fremdem Rücken, dies Versteckspielen ist dem Verfasser besonders in den spätern Partien seines Buches eigen. Da, wo er von den schlechten patriotischen Dichtungen der Deutschen handelt, hat er — es scheint zum Vorbild — ein selbstfabrizirtes Gedicht eingefügt. Ich habe schon schlechtere Gedichte gelesen, aber nicht viele. Er tadelt das laute Revanche-schreien, die leichtsinnige Art, vom Kriege zu sprechen, als sei Kämpfen und Siegen eins. Er sagt seinen Landsleuten Wahrheiten, die er nur einmal auch auf sich selber anwenden sollte:

Pas de bravades! Trop souvent
Le Français se monta la tête.
Le bavard qui sème le vent
Ne récolte que la tempête.

Man meint, er rate zum Frieden. Aber nein, er hat seinen Fichte nicht umsonst gelesen; er weiß, daß es auf etwas andres ankommt:

So taire — et piocher ferme et dur,
Ce qu'on ne sait, que l'on apprenne
Modestement. C'est le plus sûr.
Réfléchissez, mon capitaine.

Es fehlt nur noch die ausdrückliche Hinzufügung, die sich aber jeder, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, leicht ergänzt: Und wenn ihr durch harte Arbeit hinlänglich vorbereitet seid, dann schlagt los! Was soll ich dem Autor, der seine Schwächen nicht genug zu verhüllen wußte, auf diese unverhüllte Kraftentfaltung antworten? Weiter nichts, als die Frage, die ihn hoffentlich zum Nachdenken veranlaßt: Ja, und wenn es dann zum zweiten male Prügel setzt?

Nun, lieber Leser, kennst du den Mann und wirfst dir dein Urteil über ihn gebildet haben. Doch ob du ihn verdammt oder bemitleidest, ich habe mit ihm noch einen kleinen Gang zu thun, dergleichen er bei seinen Maulfeld-schlachten noch nicht wird gegangen sein; wird ihn auch nach einem zweiten schwerlich gelüsten.

Grenzboten II. 1888.

Vierter Brief.

Von dem moralischen und intellektuellen Werte des Herrn Combes.

Gewisse Krankheiten verlangen eine physische, gewisse eine moralische Auf-
rüttelung der Patienten. Bei Ihnen, Herr Combes, scheint mir die letztere
Behandlung angebracht. Doch ehe wir zur eigentlichen schmerzhaften Kur
schreiten, gestatten Sie mir einige Bemerkungen, die zur Sache gehören.

Sie werden sich natürlich darüber beklagen, daß ich Sie zu schlecht behandelt
hätte. Nicht doch, Herr Combes. Ich habe keine Waffe gebraucht, die Sie
nicht zuvor gebraucht hätten. Sie können sich verteidigen; die von Ihnen An-
gegriffenen können es zumeist nicht mehr. Und obgleich es auf litterarischem
Gebiete noch immer keine Genfer Konvention giebt, habe ich die vergifteten Waffen
Ihres Arsenal's nicht angewendet, weil ich sie nicht Ihrer, aber meiner für
unwürdig hielt. Der Kampf, den ich kämpfte, sollte rein sein und bleiben:
einen frechen Eindringling wollte ich aus den heiligen Hallen unsrer Litteratur —
an die Luft zu setzen.

Mit diesem an die Luft gesetzten habe ich es jetzt zu thun. Was ist es doch
für ein Mann?

Was wir Deutsche bekämpfen, das sollen wir geistig überwunden haben.
So verlangt es unsre schwerfällige Manier. So ist es mir z. B., Herr Combes,
mit Ihrem Buche gegangen; ich hatte es geistig überwunden, noch ehe es ge-
schrieben war. Sie aber haben sich augenscheinlich nicht die Mühe gegeben,
das Deutschtum gründlich kennen zu lernen, und bekämpfen es doch! Ei ei!
lieber Herr; da muß ich Sie vor ein litterarisches Ehrengericht stellen, das
schonend, aber gerecht mit Ihnen umgehen soll.

Ich bin der Ankläger und sage: Wenn ein Mann beweist, daß er für
Schiller und Goethe und überhaupt für die klassische Litteratur der Deutschen
ein eindringendes Verständnis besitzt, so kann man annehmen, daß er auch das
übrige vollkommen bewältigen werde. Goethe ist so eigenartig deutsch, daß
der Franzose, der ihn erfassen will, zuvor sein ganzes Gallertum aufgegeben
haben muß. Er hätte dadurch bewiesen, daß er vollauf imstande ist, sine ira
et studio, rein wissenschaftlich zu arbeiten.

Ihr Verteidiger giebt mir das unmittelbar zu.

Oder aber, fahre ich fort, er ist nicht mit eigener Kraft in den Goethe
eingedrungen. Er fand eine Reihe guter Vorarbeiten, deutscher und französischer,
und spricht nach, was Sie vorsagen. Das Verständnis der übrigen Parteien
der Litteratur bleibt ihm verschlossen, eben weil es ihm an eigener Kraft gebricht.

Ihr Verteidiger wehrt lächelnd ab. Und nun habe ich diesen schlechten
Verteidiger da, wo ich ihn haben wollte. Denn besitzt einer die Fähigkeit, das
Schwierigste zu verstehen, und hat das Leichtere augenscheinlich nicht verstanden,
dann hat er dieses nicht verstehen wollen. Dann hat er am Ende gar nicht

die Absicht gehabt, über Litteratur zu schreiben, dann wollte er unter dem Mantel der Litteraturgeschichte andre Gedanken einschmuggeln. Der schwere Vorwurf der Unwahrheit fiel damit vernichtend auf sein Haupt.

Es ist die Frage, so beschliesse ich meine Beweisführung, ob er die Unwahrheit gewollt hat oder nicht. Ich nehme zu Gunsten unsers Angeklagten an, daß er sie nicht gewollt habe, sondern daß ein tief in ihm steckender Fanatismus — Mein Herr! fährt mich Ihr Anwalt an. Lassen Sie mich ausreden, sage ich ihm; ich rede zu Gunsten ihres Klienten. Ich nehme also an, daß sein deutlich zu erkennender Fanatismus ihn blind gemacht habe für die Gefährlichkeit des Spieles, welches er spielt. Im entgegengesetzten Falle würde der Herr Anwalt einen Nichtswürdigen verteidigen, der geflissentlich unwahr ist.

Herr Combes, schaffen Sie sich einen bessern Verteidiger an. Ich lehne alle die Aufstellungen ab, zu denen dieser Mann mich gedrängt hat. Ich glaube einfach, daß Sie nicht die Fähigkeit besitzen, die Litteratur eines fremden Volkes von Grund aus zu erfassen.

Aber schwer genug wird er mir freilich, dieser Glaube. Ich halte mir Ihre geographische Auslassung vor, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt; ich nehme hinzu, daß das Buch in Straßburg gedruckt ist und auf dem Titelblatte das Verlagszeichen der Fischbacher'schen Offizin, den Straßburger Münsterturm, trägt. Und besäße ich Ihren nervös argwöhnischen Geist, so würde mir noch manches andre nicht recht erklärlich vorkommen. Ich würde auffällig finden, daß elsässische Dichter einer schlechten Periode, wie Brant, so hervorgehoben werden, während der für das Deutschtum begeisterte Candibus so roh verunglimpft ist. Ich würde hinzufügen, daß alle Werke der deutschen Litteratur, die im Elsaß beliebt waren und sind, in oft sehr unglücklicher Weise heruntergerissen werden. Ich würde in einem für Franzosen geschriebenen litterargeschichtlichen Werke die vielen Beschimpfungen nicht verstehen, denen Preußen, das neue Deutschland und Mitglieder des deutschen Kaiserhauses ausgesetzt sind. Ich würde mir nicht erklären können, wie bei der heutigen politischen Spannung eine Französin dazu käme, einen Deutschen zu heiraten. Kurzum, ich würde denken, daß, wie Ihr Buch nicht ungeeignet ist, in Frankreich verhezend zu wirken, es sich auch in Elsaß-Lothringen allenfalls als Hezbuch nicht übel gebrauchen ließe. Aber es sei ferne von mir, in einer wissenschaftlichen Kritik persönliche Verdächtigungen auszusprechen. Das einzige, was ich Ihnen vorwerfe, ist, daß Sie die zur Litteraturgeschichtschreibung erforderliche Reife nicht bekundet haben.

Sie halten uns für eine streitbare Nation, Herr Combes. Das sind wir. Ich hoffe, auch diese Zeilen haben Ihnen aufs neue den Beweis dafür erbracht. Und in diesem Sinne merken Sie sich, daß, wenn Sie noch einmal mit einem ähnlichen Gemisch von Unwissenheit, Unwahrheit und Haß vor uns treten, wir Sie ebenso wie diesmal jämmerlich auslachen werden.

Aber wir suchen keinen Streit. Und da möchte ich Ihnen denn einen friedlicheren Vorschlag machen. Sie halten etliche lebende Deutsche hoch, unter andern Herrn Professor Hildebrand, den Sie persönlich in Leipzig gehört haben. Vieles von dem, was Sie wissen, verdanken Sie diesem verehrungswürdigen Manne. Versuchen Sie es noch einmal. Kommen Sie wieder, besuchen Sie nochmals Leipzig und auch andre Universitäten, welche Sie wollen. Dann wird Ihnen mit der Zeit für viele Dinge ein besseres Verständnis aufgehen, und vieles werden Sie ganz anders beurteilen lernen. Und wenn Sie dann, nach etwa zehn Jahren, uns wieder mit einem Buche über deutsche Litteratur beschenken wollen, worin Sie getrost, aber ohne Haß und nationale Voreingenommenheit, tadeln dürfen, werden Sie uns vielleicht eine Freude bereiten.

Aber wozu sage ich das Ihnen? Als ob Sie nicht viel besser wüßten, worauf es ankommt:

Se taire — et piocher ferme et dur,
Ce qu'on ne sait, que l'on apprenne
Modestement. C'est le plus sûr.
Réfléchissez, mon capitaine.



Die Liebhaberphotographie.



In Amerika ist die Liebhaberphotographie bis zu einer Vollkommenheit gediehen, daß bereits Notschreie dagegen zu ertönen anfangen. Die Möglichkeit, überallhin seinen Apparat mitzunehmen und mit Blitzesschnelle ein Bild auf die Platte zu bringen, wird als Gefahr für die persönliche Freiheit amerikanischer Bürger angesehen. „Es kann jetzt niemand mehr nach einem Hunde treten oder einer Dame über einen dornigen Heckenzaun helfen oder einem blinden Bettler einen Stein in den Hut werfen, ohne Gefahr zu laufen, daß dieser Augenblick für ewige Zeiten festgenagelt wird. Du ergreifst die Hand der Dame, um sie zu stützen, wie sie ausgleitet. Da geht es »Schnapp!« hinter deinem Rücken, und ehe du dich umdrehen kannst, ist dein Bild gemacht. Wie du dich bückst, um nach einem Stein zu greifen, hat er dich wieder und läuft dann weg mit seiner storchbeinigen Maschine und seiner verleumderischen Platte unterm Arm. Die Platten lügen, das ist noch das Schlimmste von allem. In dem betreffenden Falle hältst du die Hand der Dame vielleicht zehn Sekunden lang; weniger läßt die Höflichkeit nicht zu. Auf der ruchlosen Trockenplatte jedoch, die den flüchtigen Ausdruck des Augenblickes auffängt, siehst du aus, als ob du den ganzen